

Prolog: Zweifacher Abschied

Warschau, Polen

12. März 1940

Dov Zalinski zog und zerrte an der Hand seiner Mutter und wollte sie dazu bewegen, dass sie langsamer ging. Aber sobald er seine Füße nur schleppend vorwärts brachte, wurde sie ärgerlich und riss ihn am Arm mit sich fort. Wenn er sich dann losreißen wollte, nahm sie ihn umso fester in den Griff.

Schließlich gab er es auf und versuchte, mit ihr Schritt zu halten. Natürlich mussten die kleinen, kurzen Beine des Fünfjährigen doppelt so viele Schritte machen wie die langen Beine unter dem dunklen weiten Rock neben ihm.



„So schnell gehen wir aber sonst nicht, Imma. Und es ist ja noch so früh“, beschwerte sich Dov. „Wo sind wir eigentlich? Können wir nicht eine Minute Pause machen?“

„Dafür ist später noch genügend Zeit, Dov“, antwortete seine Mutter.

Dov hieß der kleine Junge, und dies war ein guter jüdischer Name.

Er hatte schon vor lauter Rennerei Seitenstiche, und doch betrachtete er auf seinem Weg diesen Teil der Stadt, den er noch gar nicht kannte. Vor ihm lag ein Park, in dem er noch nie gewesen war, mit einem interessanten alten Standbild, auf das man klettern konnte. Er hatte das Gefühl, dass sie schon weit von zu Hause weg waren, weit von der Gensia Straße, wo Dov mit seinen Eltern und mit seinem älteren Bruder Natan lebte.

Ob er wohl später noch einmal zurückkommen würde? Aber von Mutter konnte er darüber nichts erfah-



ren. Da standen ein paar große Bäume mit mächtigen Ästen und dicken, kräftigen Blättern. Am liebsten wäre er die Stämme hinaufgeklettert. Aber in den Straßen sah man noch keine Kinder, mit denen er hätte spielen können. Da war nur der Mann von der Müllabfuhr mit seinem Pferdewagen, und das war gewiss nicht Herr Kagan, der in ihrer Gegend den Müll abholte.

Sogar die Aufschriften an den Schaufenstern sahen anders aus. Es waren nicht die schönen hebräischen Buchstaben, wie er sie kannte. Sein Vater hatte ihm einmal erzählt, dass die Leute, die nicht in ihrer Gegend wohnten, eine andere Schrift schrieben. Es war Polnisch und nicht Hebräisch. Das erklärte ihm den Unterschied. Dov sprach etwas Polnisch. Es war ganz anders als Jiddisch, die Sprache, die seine Familie zu Hause benutzte, und anders als Hebräisch, wie man in der Synagoge beim Gottesdienst sprach. *Aber warum waren denn dann die Buchstaben so ganz anders?*

Ach, wenn er doch bloß die Buchstaben besser kennen würde, die polnischen und auch die hebräischen. Oder auch die englischen. Das war nämlich ihre geheime Sprache, in der seine Mutter nur mit ihm redete; denn sie war in England aufgewachsen.

Niemand sonst sprach Englisch, soweit er es wusste. Auch nicht in ihrer Gegend, und über diese Grenze war er nur einige Male hinausgekommen. Abba, sein Vater, hatte ihm gesagt, dass er niemals die Gegend der Juden verlassen dürfe. Seine Mutter musste also gute Gründe haben, warum sie an diesem Tag den Bereich der Juden verließen. Für alles, was sie tat, hatte Imma wirklich gute Gründe.

Aber seine Mutter benahm sich hier draußen auch anders. Ihre Hand war ganz feucht, nicht so sanft und kühl wie sonst. Er zog wieder einmal an ihr,

aber dann zerrte sie ihn plötzlich schnell um die Ecke hinter eine hohe Gartenmauer. Schließlich ließ sie seine Hand sogar ganz los, aber immer noch lag ihr Arm um seine Schultern und hielt ihn so in seinem Versteck fest.

„Spielen wir jetzt Versteck, Imma?“

„Pst!“ Seine Mutter schüttelte den Kopf und legte ihm den Finger auf den Mund. Dov hauchte sich in die Hände, um sie an diesem Morgen etwas zu wärmen.

„Verhalte dich ruhig!“, flüsterte sie. „Wenigstens so lange, bis der Mann in der grauen Uniform wieder verschwunden ist.“

Dov musste sich unwillkürlich den Soldaten genauer anschauen, der die Straße hinunterging. Der Zigarettenqualm hüllte ihn in eine Dunstwolke ein. Die Mutter hatte sofort erkannt, wie gefährlich dieser Mann für sie werden könnte, aber davon ahnte Dov nichts, obwohl er schon viele von diesen Kerlen, ja zu viele von ihnen, gesehen hatte. Sie brüllten die Leute an und stießen sie mit ihren Stiefeln. Ihr Benehmen war rüde. Auch sprachen sie nicht in seiner Sprache.

Sie redeten noch nicht einmal Polnisch wie die meisten Leute in ihrer Stadt. Er fragte sich, warum sie überhaupt hierher gekommen waren, wenn sie sich so unfreundlich, ja schäbig benahmen.

Wenn der Soldat sie finden wollte, dachte Dov, müsste er sich eigentlich mehr anstrengen. Aber er marschierte die Straße hinunter und verschwand. Mutter atmete erleichtert auf.

„Hier müssen wir entlang, Dov.“ Seine Mutter fasste ihn wieder an der Hand, und mit schnellen Schritten ging es wieder weiter, immer weiter. Er traute sich noch nicht einmal zu sagen, dass ihm die Schuhriemen aufgegangen waren. Wenn sie nur einmal ein

wenig Halt machte, könnte er sie wieder zubinden. Natan, sein Bruder, meinte noch immer, er könne dies noch nicht, aber er würde es ihm schon beweisen.

Doch dazu kam es nicht; denn sie gingen eilig über einen Kiesweg zu einem großen Backsteinhaus. Es war wohl das Anwesen vornehmer, reicher Leute, wenn man die Rosenbeete und Springbrunnen betrachtete.

Jetzt aber waren die Blumen verwildert, und das Wasser in den Teichen war grün und voller Algen. Doch Dov störte sich daran nicht. Vielleicht gab es in dem Wasser noch einige Goldfische, die er fangen und in ein Glas stecken konnte.

Seine Mutter schien sich nicht für Goldfische zu interessieren, als sie vor der großen schwarzen Tür mit dem bronzenen Türklopfer stand, den ein Löwenkopf zierte. Der Türklopfer hätte mal wieder auf Hochglanz poliert werden müssen. Wenn seine Mutter ihn hochheben würde, so wie es sein Vater immer tat, könnte er den Klopfer erreichen.

„Sollten wir nicht mal anklopfen?“ Doch seine Mutter hielt ihn zurück, als Dov seine Hand hob.

„Nein, noch nicht“, flüsterte sie und ließ sich neben ihrem Sohn auf die Knie nieder. Sie strich ihm das dunkle, schwarze Haar aus den Augen. „Es ist noch zu früh. Wir wollen die Leute nicht wecken.“

„Kennen wir sie, Mutter?“

Sie schüttelte den Kopf. Nur zögernd antwortete sie: „Das ist ein Ort, wo du eine Zeit lang bleiben kannst. Hier bist du sicher.“

„Du meinst wir“, verbesserte Dov seine Mutter. Sie sah sehr elend und müde aus, viel zu erregt, um etwas sagen zu können. Ihre Augen waren ganz rot umrändert. Diesmal widersprach sie ihrem Jungen nicht. Einen Augenblick dachte er daran, wie er ein

paar Goldfische fangen könnte. *Aber das ging nicht, hier waren sie ja nicht zu Hause. Die reichen Leute, die hier wohnten, wären sicher darüber ärgerlich wie die Soldaten in den grauen Uniformen.* Dov zog die Stirn in Falten, wie es seine Art war, wenn er etwas nicht verstand.

„Was ist mit Vater und Natan? Hast du ihnen erklärt, wie sie hierher kommen können?“

„Pst!“ Sie hielt ihm die Hand vor den Mund und schaute zur Tür.

„Sie kommen nicht hierher, mein kleiner Bär.“

Dov liebte seinen hebräischen Namen. Dov bedeutet nämlich Bär. Einige Male hat er sogar geknurrte, wenn sie spielten. Manchmal sah er auch vielleicht so aus wie ein Bär – mit seinen dunklen Augen und schwarzem Haar. Und er war natürlich so stark wie ein Bär.

„Was bedeutet das, dass sie nicht hierher kommen?“

Dov wandte sein Gesicht von der Mutter ab und schaute auf das Messingschild an der großen Tür. Er nahm an, dass es in Polnisch geschrieben war.

„Hör zu, Dov!“ Als ihn seine Mutter an der Schulter ergriff und ihn anschaute, wusste er, dass sie ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte. So war es auch das letzte Mal gewesen, als er der Nachbarskatze eine Büchse an den Schwanz gebunden hatte. Das hatte er nie mehr vergessen. Als dann Vater nach Hause gekommen war, hatte er eine tüchtige Tracht Prügel bezogen.

„Dov?“

Er strich ihr über die Wange. „Mutter, warum weinst du? Du bist doch hier bei mir. Wir bleiben zusammen.“

„Nein!“ Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Dov zog die Stirn in Falten. Heute würde er sicher keine Goldfische mehr fangen können.

„Nein“, wiederholte sie. „Hör mir genau zu, Dov. Dies hier ist ein Waisenhaus, ein schönes Haus für Kinder, und du wirst hier eine Zeit lang bleiben müssen, bis ...“ Sie schaute weg. „Bis die Soldaten abziehen.“

Dov fing an zu begreifen. Diese bösen Soldaten in ihren grauen Uniformen waren schuld daran, dass seine Mutter weinte. Sie waren die eigentliche Ursache und das Übel. Die Mutter zog ein kleines Kärtchen aus ihrer Rocktasche und heftete es mit einer Nadel an sein Hemd.

„Was hat das zu bedeuten?“ Dov betrachtete das Kärtchen ganz genau von oben nach unten. Wieder waren es diese polnischen Buchstaben. Für ihn sahen sie von oben wie von unten gleich aus.

„Das ist dein neuer Name.“ Die Mutter zog sein Hemd glatt. „Wenn die freundlichen, lieben Leute da drin in wenigen Minuten herauskommen, bleibst du bei ihnen. Sie rufen dich dann mit deinem neuen Namen, Lubomir.“ Sie zeigte auf das Namensschild und wischte sich die Tränen von den Augen.

Für Dov machte das alles keinen Sinn. „Lubo – was? Was ist das für ein Name? Ich liebe meinen Namen Dov.“

„Natürlich liebst du ihn, mein Junge. Das weiß ich. Dov ist ein schöner Name. Von jetzt an musst du Polnisch reden und polnisch sein. Und deshalb trägst du auch jetzt einen polnischen Namen.“

„Nein!“ Hartnäckig legte der Junge seine Hände übereinander. „Nein, das will ich nicht. Mein Name ist Dov. Ich spreche auch nicht sehr gut Polnisch. Ich spreche nur Englisch wie du und Jiddisch wie Vater, oder vielleicht noch Hebräisch wie der Rabbi.“

Seine Mutter seufzte. „Bitte versuch das zu begreifen. Du kannst nicht mehr länger Jiddisch sprechen. Auch nicht Englisch und niemals Hebräisch. Die

Leute dürfen hier nicht wissen, dass du ein Jude bist. Versprichst du mir das?“

„Warum? Warum kann ich nicht wieder mit dir nach Hause kommen?“

Dov schaute seiner Mutter ins Gesicht. Ihre Lippen zitterten.

„Dein Vater und ich wollen, dass du in Sicherheit bist“, stotterte sie etwas. „Das ist jetzt allein wichtig.“

„Und ich will nur mit dir nach Hause gehen.“

„Ich komme dich jede Woche besuchen, das verspreche ich dir.“ Jetzt musste die Mutter ihm die Tränen von den Wangen wischen. Aber Dov schüttelte energisch den Kopf. *Er war ein großer Junge, und er würde nicht weinen. Das hatte er sich vorgenommen.*

Doch als ihm die Tränen in die Augen schossen, konnte er sie nicht mehr zurückhalten. Er dachte nur noch daran, sich an seine Mutter zu klammern und sie hier festzuhalten. Sie durfte nicht weggehen. Wenn er sie nur fest genug im Griff behielt ...

Sie hielt ihn umklammert und drückte ihn so fest an sich, dass er kaum atmen konnte. Dov barg sein Gesicht im langen Haar seiner Mutter und ließ seine Tränen fließen. Wenn sein Weinen sie zurückhalten könnte, dann würde er unaufhaltsam weinen.

„Gut, aber nun ist es Zeit“, gab Mutter zu verstehen. Es knackte in ihren Kniegelenken, als sie sich aufrichtete. „Du musst ein tapferer Junge für mich sein, du musst es!“

„Du kommst mich doch besuchen?“ Er versuchte die Tränen hinunterzuschlucken.

„Ich verspreche es. Ich werde wiederkommen, und dann gehen wir alle zusammen nach Jerusalem. Dahin willst du doch auch?“

„Es ist zu weit weg. Natan hat mir gesagt, dorthin könne man nicht zu Fuß gehen.“

Dovs Mutter lächelte, doch es war ein wehmütiges, trauriges Lächeln.

„Ja, es ist weit weg. Aber vielleicht kannst du deine Bar Mizwa an der Kotel feiern, wenn du groß und ein Mann geworden bist.“

Dov wusste natürlich über die jüdische Sitte der Bar Mizwa Bescheid, dass er ab dem 13. Geburtstag verpflichtet war, die religiösen Vorschriften des Judentums zu beachten, und er hatte auch schon von der Kotel – der Klagemauer – gehört, wo die Juden in Jerusalem zum Gebet hingehen. Abba hatte ihm viele Geschichten über diesen Ort erzählt, Geschichten von Jerusalem, so als ob seine Familie dort zu Hause wäre und nicht in Polen.

„Ich will gar kein Mann werden! Ich will ein Junge bleiben; das gefällt mir.“

„Ja, du hast ja Recht.“ Wieder lächelte sie inmitten ihrer Tränen.

„Aber ich fürchte ...“

Er unterbrach sie: „Aber wenn Zion so ein herrlicher Ort ist, warum gehen wir nicht jetzt dahin?“

„O, Dov, ich wünschte, wir könnten dies.“ Sie zog ihn wieder ganz dicht an sich heran und sang leise ein Lied, das er schon so oft gehört hatte. Vater sang es vor dem Schlafengehen, und Mutter summte es vor sich hin. Jetzt hörte er leise ihre sanfte, volltönende Stimme, die die klangvollen hebräischen Worte über ihre Lippen brachte:

*„Jevarechecha ha' Schem mi'Zion
U're'eh be'tuv Jeruschalajim
U're'eh banim, le'vanecha
Schalom al Israel.“*

Dov kannte die Worte des alten Volksliedes auswendig: „Der Gott Zions segne dich! Du sollst das Gute

in Jerusalem sehen. Du sollst Kinder und Enkel sehen. Und Friede sei über Israel.“

Dov hatte bisher noch nicht sehr viel über dieses Lied nachgedacht. Aber dort auf der Treppe neben seiner Mutter fasste er den Entschluss, zu diesem Ort Zion, nach Jerusalem, zu gehen. Nichts würde ihn davon abhalten, nicht die Polen, die um sie herum lebten, nicht die Leute in diesem Waisenhaus, in dem er bleiben musste, und auch nicht die bösen Soldaten, die eine andere, für ihn fremde Sprache sprachen.

Wenn Zion der einzige Ort war, an dem seine Familie wieder zusammenkommen konnte, dann mussten sie dahin gehen. Schließlich gab ihm seine Mutter einen Kuss auf die Stirn, löste seine kleinen Finger aus ihren Händen und trat von der Treppe zurück. Diesmal wusste Dov, dass er ihr nicht folgen konnte. So nahm er also seinen Rucksack mit den Kleidern, die seine Mutter für ihn eingepackt hatte. An diesem Morgen hatte sie ihm nicht verraten, wofür das alles sein musste, aber jetzt verstand er es. Vor lauter Tränen konnte er Mutter kaum sehen.

„Bitte, geh nicht!“, flehte er sie ein letztes Mal an. Schnell gab sie ihm noch einen Kuss und dann ging sie.

„Sei stark!“, flüsterte sie ihm noch mit heiserer Stimme zu. „Sei stark für mich und für deinen Vater. Ich habe dich lieb, mein kleiner Bär.“

Beinahe wäre sie gestolpert. Dann wandte sie sich um und ging über den Kiesweg zur Straße zurück. An der Ecke blieb sie noch einmal stehen, winkte ein letztes Mal, und dann war sie um die Wegbiegung verschwunden.

Dov dachte jetzt nicht mehr an die Bäume, in die man klettern könnte, an den Park und an die Goldfische. Er wartete nur ganz traurig, bis die Tür auf-

ging. *Lubomir?* Wenn das der komische Name war, den er nun nach dem Willen seiner Mutter tragen sollte, dann wusste er schon, wie er damit umgehen würde. Eine gewisse Zeit konnte er so tun, als sei dies sein Name. Aber auf die Dauer war dies nicht möglich. Er senkte seinen Kopf, vergrub sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte.

* * *

Kent in England

12. März 1940

„Langsam, Julian!“ Emily Parkinson hielt das Ende der ledernen Leine so gut sie konnte fest und stemmte sich mit den Schuhabsätzen dagegen. Wie gewöhnlich gewann die stattliche Dogge den Kampf. Wenn sie den Hund laufen ließe, würde er geradewegs durch den herrlichen Rosengarten ihrer Mutter und durch die sorgfältig gepflegten Grünanlagen rennen. Das hatte das wilde unbändige Tier schon manchmal gemacht. Sie wusste, dass sie ihn nur im Griff behalten konnte, wenn sie sich hinsetzte, so fest wie möglich den Hund zurückriss und ihn laut anbrüllte.

„Emily!“, rief ihre Mutter vom Haus her. „Pass auf, dass du dein Reisekleid nicht schmutzig machst.“

„Ja, Mama“, antwortete Emily auf Anhieb. Aber dann betrachtete sie den Garten, in dem sie saß, und schaute auf ihr hellgelbes Frühlingskleid. Bis eben war es noch tadellos sauber gewesen. In diesem Moment aber fassten sie ein paar starke Hände an den Schultern und klopfen den Staub von ihr ab.

„Wir sind noch nicht einmal nach Palästina abgereist, kleines Fräulein, und schon wälzt du dich im Dreck. Schäm dich!“

Für jemanden, der ihn nicht näher kannte, klang die Stimme ihres Vater so ernst wie der Anblick seiner kakifarbenen Armee-Uniform. Aber Emily kannte die Art ihres Vaters.

„Ich habe nur versucht, Julian festzuhalten“, sagte sie zu ihrem Vater. „Ich wollte nur verhindern, dass er Mamas Blumenbeete in Unordnung bringt.“

Hauptmann Alan Parkinson musste lachen, als er seine Tochter anschaute. Sie hatten nur dies einzige Kind. Er humpelte zu den Blumenbeeten, um nachzuschauen, ob schon einige Stängel abgebrochen waren. Wen sonst sollte er verwöhnen außer seiner fünfjährigen Emily.

„Nein, es ist nichts passiert.“ Er verzog wie immer sein braun gebranntes Soldatengesicht, und in seinen Mundwinkeln war ein leichtes Lächeln zu erkennen. „Los, lauf jetzt und sieh zu, dass Ginger dir hilft, ein sauberes Kleid anzuziehen, bevor deine Mutter merkt, was du angerichtet hast. Ich nehme den Hund solange, komm, beeil dich!“

„Ja, Herr Papa!“ Sie drückte ihm die Leine in die Hand und grüßte dienstbeflissen. „Auf der Stelle, mein Herr! Die Sache geht klar.“

„Jetzt reicht’s aber, Emily!“

Emily wusste, wie sie ihren Vater zum Lachen bringen und ihm seine missgestimmten Launen vertreiben konnte. In letzter Zeit war er sehr mürrisch gewesen. Die Gespräche ihrer Eltern kreisten oft über den Krieg in Europa. Aber für Emily waren andere Dinge wichtiger, z.B. dass ihr Vater hinken musste. Er spielte das natürlich herunter und meinte, im Vergleich zu den Nöten, die in Palästina herrschten, sei dies ja gar nichts.

Was sind denn das für Nöte in Palästina? Emily wollte es gerne wissen. Sie fragte sich, ob denn der Weg nach Palästina genauso weit wäre wie nach London.

Ihr Spielgefährte Billy Custer hatte gemeint, Palästina sei ganz weit weg, vielleicht ein paar Millionen Kilometer. Sie glaubte ihm das allerdings nicht, denn er übertrieb immer mächtig.

Doch jetzt, da sie dorthin ziehen wollten, führte Vater das Wort Palästina ständig im Munde. Denn dort gingen die Araber und Juden aufeinander los und waren Erzfeinde. Das klang alles andere als angenehm. *Konnten sie denn gar nicht miteinander auskommen?* Emily dachte, wenn sie dorthin zögen, könnte sie es den beiden Völkern zeigen, wie man es besser macht.

Im Augenblick jedoch war Emily in Gedanken mehr bei ihrer Mutter als bei ihrem Vater und seinen Soldaten. Denn jeden Augenblick könnte Mama aus der Haustüre treten und entdecken, dass sie sich mit Gartenerde das Kleid beschmutzt hatte. Und das schon am frühen Morgen. Wahrscheinlich würde die Mutter bei diesem Anblick aus der Haut fahren. Aber zuvor musste sie mit ihrem Vater noch etwas Wichtiges abklären.

„Papa, nicht wahr, Julian nehmen wir doch auch mit nach Palästina? Ich habe ihn doch so lieb, er ist mein Freund.“

„Den Vogel, den Hund, das Kindermädchen ...“ Hauptmann Parkinson schüttelte den Kopf und atmete tief durch. „Mach dir keine Sorgen. Ich sage dir, das Einzige, was wir nicht mitnehmen, sind die vielen Deckchen aus dem Wohnzimmer; aber ich wette, deine Mutter schafft es doch noch, sie irgendwie in die Umzugskisten zu schmuggeln. So, jetzt geh aber!“

Er hielt inne, als er merkte, dass seine Frau in der großen Eichentür ihres Hauses erschien.

„Nun, meine Liebe, was gibt es Neues?“

Emily lief schnell die Steintreppe hoch und stellte

sich genau hinter Julian. So war sie geschützt, und Mutter konnte ihr schmutziges Kleid nicht sehen.

„Mama“, rief sie, „warum weinst du? Tut dir etwas weh?“

Frau Parkinson schüttelte den Kopf und schaute dabei zum Garten hinüber. „Nein, mir geht es gut.“

Aber irgendetwas stimmte nicht, vor allem weil Violet Parkinson ihre Tochter nicht wegen ihres schmutzigen Kleides zur Rede stellte. Denn bis jetzt hatte sie Emily gar nicht näher in Augenschein genommen, und das war man von ihr nicht gewöhnt.

„Ich weiß, als Christen sind wir dazu verpflichtet“, sagte die Mutter zu ihrem Mann. Ihre Lippen bebten. „Aber ich habe das schlimme Gefühl, dass wir unsere Heimat niemals wiedersehen werden. Und selbst wenn wir den heimatlichen Boden betreten würden, dann wäre alles doch sehr verändert.“

„Aber Daddy hat doch gesagt, dass wir in Jerusalem in einem wunderschönen Haus wohnen werden, das noch viel toller wäre als unseres.“ Emily dachte, damit könnte sie ihre Mutter etwas aufmuntern. „Nicht wahr, Papa, das hast du doch gesagt.“

„Ja, natürlich.“ Papa stand plötzlich ganz stocksteif da und sagte: „Aber zunächst müssen wir erst die Schwierigkeiten in Palästina in Ordnung bringen.“

„Und dann können wir auch Araberscheichs sehen, wie sie in weiten, weißen Betttüchern auf Kamelen reiten, nicht wahr, Papa?“ Und dabei hüpfte Emily von einem Bein aufs andere, während Julian mit dem Schwanz wedelte. „Und du hast mir auch versprochen, dass ich auf einem Kamel reiten darf!“

„Auf keinen Fall.“ Das war jetzt genug für Frau Parkinson. Sie wischte sich über die Wangen und versuchte, die Tränen zurückzuhalten. „Deine Pläne machen mir Angst.“

„Das ist doch gar nicht schlimm“, warf Emily ein.
„Ich stelle mir das abenteuerlich vor. Kamel reiten ist doch die schönste Sache der Welt.“

„Da bin ich ganz anderer Meinung“, erklärte ihre Mutter. „Außerdem ...“, sie unterbrach sich und schaute Hilfe suchend zu ihrem Mann.

„Weißt du, Emily, in diesem Land würden wir Anstoß erregen“, versuchte er ihr klarzumachen.

„Es ist anders als bei uns zu Hause. Die Menschen dort sind ganz anders als hier bei uns.“

„Dann müssen wir ihnen eben zeigen, wie sie sich uns Engländern anpassen müssen“, meinte Emily. Ihr Vater lächelte vor sich hin.

„Das ist der springende Punkt.“

„Und wir werden sicher immer zusammen sein, du, Mama und ich.“

„Du meinst, Mutter und ich“, korrigierte Frau Parkinson.

„Und Julian und Ginger ...“ Emily zählte an ihren Fingern auf, wer zu ihnen gehörte. „Aber nicht Billy Custer. Er soll nicht mitkommen.“

„Nein, natürlich nicht, aber ...“ Als Frau Parkinson sich schließlich ihrer Tochter zuwandte, hielt sie mitten im Satz inne. Sie bekam ihren Mund nicht mehr zu. Emily wusste, was ihre Mutter jetzt dachte.

„Ich gehe ja schon, Mama. Papa hat mir schon angedeutet, dass ich in mein Zimmer verschwinden soll.“

„Was hast du nur mit deinem schönen, neuen Kleid angestellt?“, rief Emilys Mutter, als sie sich wieder etwas gefangen hatte. „Du hast es ja ganz ruiniert.“

„Julian!“ Emily drückte sich an ihrer Mutter vorbei und lief die Treppe hoch. Julian sprang hinter ihr her und zog die Leine mit sich. „Komm, Julian, wir müssen uns schnell aus dem Staub machen.“



„Geh und zieh dich um, Emily!“ Hauptmann Parkinson geleitete seine Frau ins Haus zurück. „Der Fahrer mit dem Möbelwagen kommt in einer halben Stunde, um uns abzuholen.“

